

Zeitschrift:	Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber:	Bund Schweizer Architekten
Band:	97 (2010)
Heft:	1-2: Wohnformen = Formes d'habitation = Housing Forms
 Artikel:	
	Vielfalt entwerfen : Strategien der Differenzierung in Architektur und Städtebau
Autor:	Primas, Urs
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-144701

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vielfalt entwerfen

Strategien der Differenzierung in Architektur und Städtebau

Urs Primas Trotz zunehmend unterschiedlicher Grundrisse verharrt die Wohnungsproduktion in den Strategien der Funktionstrennung von Wohnen und Arbeiten. Eine echte Durchmischung entsteht aber erst, wenn alle beteiligten Akteure bei der Planung von Bauten und Quartieren mit mehr Unsicherheiten umzugehen lernen.

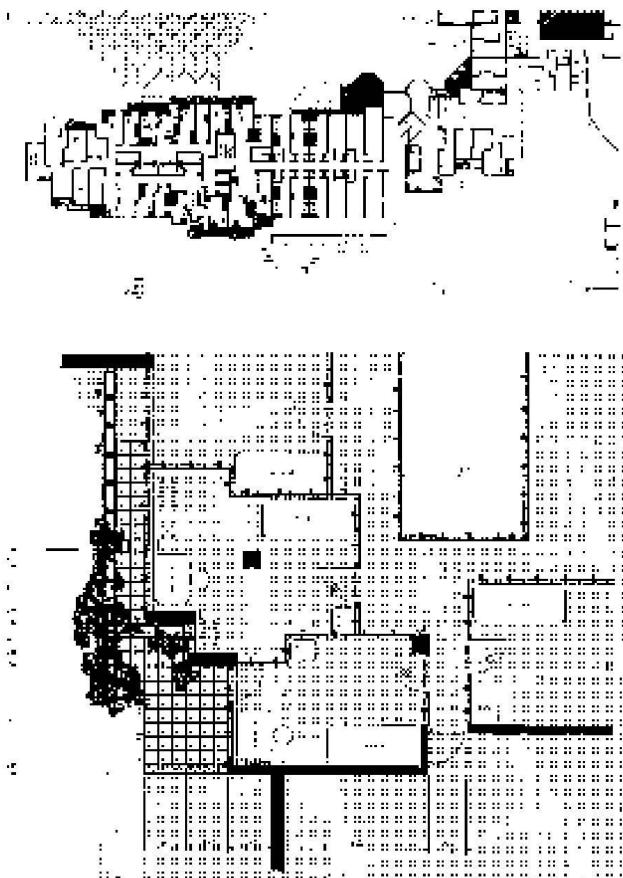
Wohnen als Sphäre der Intimität und der individuellen Selbstverwirklichung, im Gegensatz zur von Effizienz und Repetition geprägten Welt des Arbeitens: Auch im urbanen Kontext geht die überwiegende Mehrheit der Projektentwicklungen unverändert von dieser Zweiteilung aus, die sich auf allen Ebenen wiederholt – von den städtebaulichen Leitvorstellungen über die Akteure und Verfahren der Projektentwicklung bis hin zu den architektonischen Typologien und Bildern. Insbesondere in «schwierigen» Situationen, dort wo eine konventionelle Projektentwicklung mit Risiken verbunden wäre, wurden in den vergangenen Jahrzehnten aber auch andere Wege erprobt. Ausgehend von der Hypothese, dass sich die Trennung der Lebensbereiche Wohnen und Arbeiten in der für die Nachkriegszeit kennzeichnenden extremen Form überlebt habe, suchen diese Ansätze nach städtischen Lebensumgebungen, Marktmodellen, Bautypologien und Bildern, welche diese Dichotomie wenn nicht überwinden, so doch zumindest aufweichen.

Funktionale Fixierung

Beide Richtungen gleichen sich in der kritischen Neubewertung der seriellen Wohnungsbauoperationen der Nachkriegszeit, insbesondere jener der 50er Jahre, welche sich im Raumangebot an eng umschriebenen funktionalen Minimalanforderungen orientierten. Der erste Ansatz sieht die Wohnung mitsamt ihrer städtischen Umgebung als «Produkt», das sich in einem zunehmend

anspruchsvollen Marktumfeld bewahren muss. Eine Vervielfältigung und Individualisierung der Produktkomponenten – Bilder, Typologien, städtebauliche Strategien – soll auf die Diversifizierung zeitgenössischer Lebensentwürfe reagieren. Damit geht es auf der Projektebene nicht mehr primär um die Entwicklung einer möglichst geringen Anzahl von bezüglich Gebrauchstauglichkeit und Wirtschaftlichkeit optimierten und wiederholbaren Typen. Im Gegenteil: Man organisiert eine Vielfalt spezifischer und unverwechselbarer Wohnszenarien, die ihren Nutzern zumindest die Illusion der Einzigartigkeit vermitteln. Dank der argumentativen Unterstützung von Soziologen und Immobilienmarktspezialisten ist diese Sichtweise den Akteuren der Wohnungsproduktion – Investoren, Projektentwickler, Wohnbaugenossenschaften und Architekturbüros – zunehmend geläufig geworden. Ihr Gegenstück bildet eine Stadtentwicklungspolitik, die der Abwanderung in steuerlich günstigere Agglomerationsgemeinden entgegenwirkt, indem sie ein für urbane Mittelschichten attraktives Wohnungsangebot fördert. Die öffentliche Hand hat den Übergang von angebots- zu nachfrageorientierten Strategien ebenfalls vollzogen und interpretiert die Wohnungsfrage nicht mehr bloss als Versorgungsproblem. Auch im städtebaulichen Massstab wird die spezifische Profilierung und Vermarktung neuer Überbauungen und Quartiere somit immer wichtiger.

Allerdings sind es nicht allein die Programme und Leitvorstellungen, mit denen sich der heutige urbane Wohnungsbau von seinen Vorgängern aus der Nachkriegszeit unterscheidet. Auch die physischen Rahmenbedingungen der Situationslösungen und Grundrissdispositionen haben sich verändert. Währenddem man in den Stadterweiterungen der 50er Jahre Wohnungstypologie und urbane Form einigermaßen reibungslos aufeinander abstimmen konnte, kämpfen heutige Entwürfe im städtischen Kontext regelmässig auf überdeterminierten Spielfeldern. Bizarre Grundstücksformen



«Wiederholung ist Verbrechen!» Lucien Kroll entwickelt zu Beginn der 70er Jahre das Studentenquartier der medizinischen Fakultät Woluwé-Saint-Lambert in der Nähe von Brüssel in einem komplexen, von Versuch und Irrtum gekennzeichneten Partizipativ-Verfahren gemeinsam mit den Nutzern. Kroll verweigert sich jeder seriellen Logik in Organisation und Ausdruck, arbeitet aber dennoch mit vorgefertigten Produkten. Ein 10-Zentimeter-Raster ermöglicht eine fast absurde Vielfalt unterschiedlicher Raumkonfigurationen. Von Studenten selbst entworfen und gebaute Leichtbaustrukturen verschränken sich mit dem aus billigen, standardisierten Elementen errichteten Rohbau. Der Verzicht auf die dialektische Trennung der – organisatorischen und bautechnischen – Systeme wird mit einem herkulischen Koordinationsaufwand erkauft.

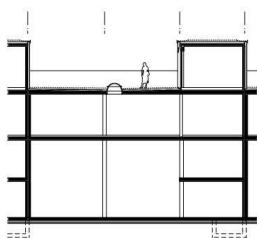
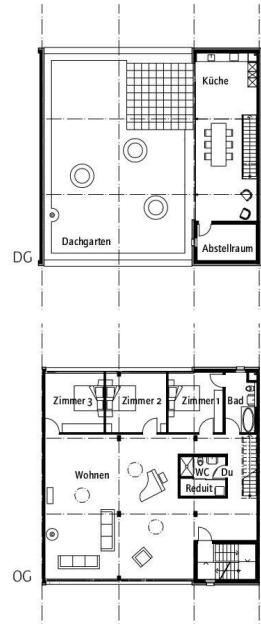
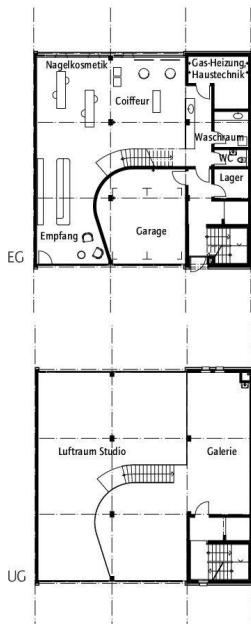
und baurechtliche Einschränkungen, Lärmimmissionen angrenzender Verkehrsinfrastrukturen sowie die systematische Verknüpfung der Volumetrie mit energetischen und ökonomischen Benchmarks schränken den Spielraum von Anfang an ein. In solchen Situationen bewährt es sich, zunächst eine leistungsfähige volumetrische Setzung zu definieren, und diese daraufhin mit einem heterogenen Spektrum situativ angepasster Wohnungstypen zu bespielen. Auf diese veränderten Produktionsbedingungen antworten die Architekten mit einer wiedergewonnenen Freude an spielerischer Abwechslung, an unregelmässigen Geometrien und lokalen Ausnahmen, die sich antithetisch zur klassisch-modernen Suche nach der «richtigen Wohnung» gebärdet.

In einem wichtigen Punkt allerdings bleiben diese Programme und Strategien im modernen Funkionalismus hängen: Sie entwickeln fertige und im Gebrauch nur sehr bedingt wandelbare Stadt- und Baustrukturen. Nach wie vor entwerfen wir Wohnquartiere mit Wohnbauten – vielleicht dichter, grosszügiger und vielfältiger als vor sechzig Jahren, aber funktional genauso festgeschrieben. Die in den letzten Jahren intensiv diskutierte Schwierigkeit der Ansiedlung urbaner Erdgeschossnutzungen in Neubauquartieren mag als bezeichnendes

Beispiel dienen. Die Entwicklung multifunktionaler, urbaner öffentlicher Räume scheitert nicht primär an ungeeigneten Baustrukturen und Außenraumgestaltungen, sondern vor allem an den Programmen und Vermietungsstrategien klassischer Wohnungsbauoperationen.

Differenzierung dank Neutralität?

Als Mieter erwarten wir, dass unsere Wohnung vom Spiegelschrank im Bad bis zur Ausstellmarkise auf dem Balkon piekfein ausgerüstet, installiert und verkabelt übergeben wird. Wir wollen bloss noch unsere Möbel hineinstellen und die Lampen an den Deckendosen anschliessen. Als Projektentwickler oder Architekten sind wir es gewohnt, Lebensmodelle, Möblierungsszenarien, ja selbst alltägliche Handgriffe der Bewohner detailliert vorweg zu denken. Ist das Spülbecken gross genug, um das Backblech zu waschen? Hängt der Vorhang über dem Radiator oder davor, und was bedeutet das für den Tisch, den man allenfalls noch vor das Fenster stellen will? Diese Perfektion, diese Liebe zum Detail, welche die schweizerische Wohnungsbaukultur auszeichnet, könnte sich bei der Erforschung alternativer Ansätze als bedeutendes Hindernis entpuppen.



Die Fusion zweier für die Agglomeration typischer Bebauungsformen – Gewerbegebiet und Einfamilienhausiedlung – eröffnet ein neu-altes typologisches Experimentierfeld. Mit seinen KMU-Boxen greift der Baumarketingunternehmer Roger Riedener auf den archaischen Typ des Stadthauses mit Wohnräumen über einer gewerblichen Erdgeschossnutzung zurück. Das mittlerweile fast fertig gebaute Projekt des Zürcher Architekten Hans Andres für einen KMU-Park in den Loren bei Uster kämpfte anfangs mit baurechtlichen Schwierigkeiten, weil Wohnen in Gewerbezonen nicht zulässig ist. Die anspruchsvolle Projektentwicklung arbeitet mit spartenübergreifenden Vermarktungs- und Finanzierungslösungen. Demgegenüber bleibt die räumliche Disposition von Situation und Bauten aus Kostengründen lapidar einfach.

Die langfristige Nachhaltigkeit einer funktionalen Zonierung des Territoriums wird seit längerem hinterfragt. Wenn aber statt Siedlungen oder Büroparks gemischte Stadtquartiere, statt Wohnbauten oder Gewerbehallen multifunktionale Häuser entstehen sollen, und wenn diese Strukturen in Zukunft auch umprogrammierbar sein müssen, dann wird Unbestimmtheit und Anpassbarkeit auf allen Massstabsebenen wichtig. Will man neue Stadtquartiere weder als reine Wohn- oder Büroquartiere noch ausgehend von im Vornherein festgelegten Verteilschlüsseln entwickeln, so muss ein grosses Mass an Unsicherheit und zukünftiger Veränderbarkeit einkalkuliert werden. Man müsste akzeptieren, dass sich Erscheinungsbilder und innere Einteilungen, aber auch Ansprüche an Aussenräume und Freiflächen aufgrund von Nutzungsänderungen laufend wandeln.

Auf den ersten Blick erscheint ein solches Szenario durchaus plausibel: Statt mit einer immer weiteren Ausdifferenzierung des Wohnungsangebotes auf die Individualisierung der Gesellschaft zu reagieren, wird dem Mieter oder Käufer ein wesentliches Mitgestaltungs- und Mitbestimmungsrecht an der Ausgestaltung der Immobilie eingeräumt. Einfache und grosszügige

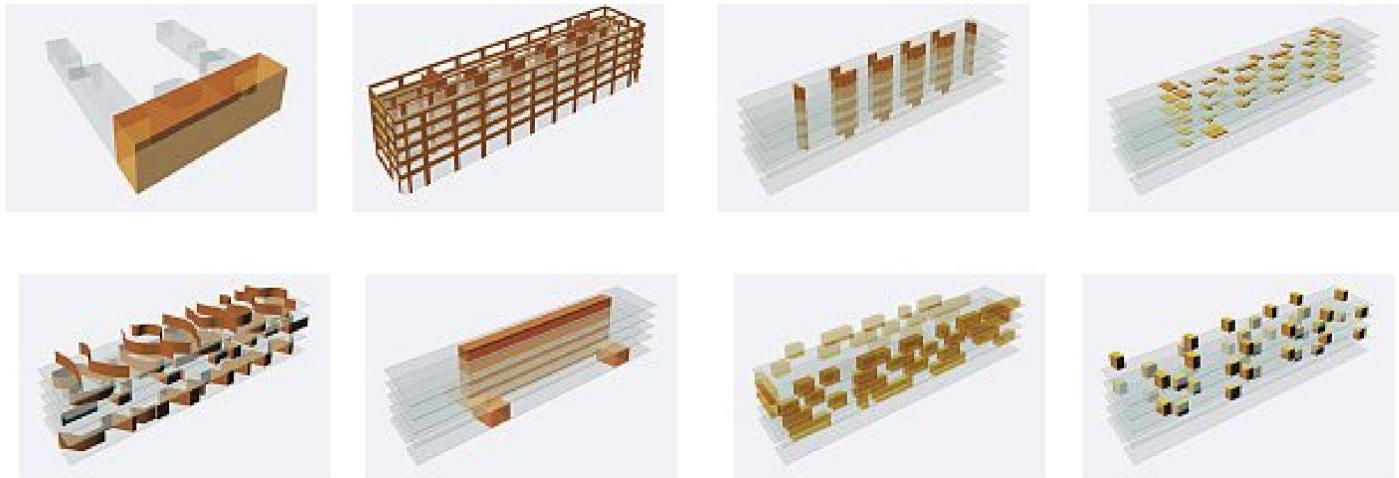
Grundstrukturen eröffnen individuelle Nutzungs- und Ausbaumöglichkeiten. Die Risiken unvorhersehbare Marktentwicklungen werden abgedeckt, indem Geschossflächen nicht mehr nutzungsspezifisch als Wohn- oder Büroflächen gestaltet werden. Auf dem Büromarkt bedient man den Wunsch vieler Unternehmen nach spezifischeren, charaktervollen urbanen Arbeitswelten. Auf dem Wohnungsmarkt räumt ein solches Angebot dem Stadtbewohner einen Teil jenes individuellen Gestaltungsspielraums ein, den der Einfamilienhausbesitzer in der Agglomeration selbstverständlich beansprucht. Das Szenario lässt rund um die Uhr lebendige Bauten und Quartiere entstehen, die sowohl als Unternehmens- wie auch als Wohnstandort attraktiv sind.

Warum geht heutzutage nur eine kleine Minderheit der Projektentwicklungen in diese Richtung? Natürlich gibt es grosse Hindernisse auf der Ebene der Zonenordnungen und Bauvorschriften, die an der Grundabsicht einer funktionalen Strukturierung des urbanen Raums festhalten. Andererseits fehlt es uns wahrscheinlich auch an architektonischen Bildern und Entwurfstrategien für eine Nutzungsmässig nicht vorbestimmte städtische Umgebung. Das wichtigste Hindernis dürfte



Zürcher Wohnungsbau zu Beginn des 21. Jahrhunderts: Ausnutzungsreserven und energetische Mängel bewegen die Baugenossenschaft Waidmatt dazu, ihre 35 Reihenhäuser an der Furttalstrasse in Affoltern abzubrechen und durch einen Ersatzneubau mit rund 100 Wohnungen zu ersetzen. Das siegreiche Projekt von Isa Sturm und Urs Wolf positioniert auf dem lärmbelasteten und baurechtlich komplizierten Grundstück einen einzigen, spezifisch verwindelten Baukörper, der die widersprüchlichen Anforderungen von Lärmschutz und Energieeffizienz (Minergie-P) souverän bewältigt. Im Innern entstehen vielfältige Wohnungstypen, je nach Lage mit Gartensitzplätzen, Balkonen oder klimatisch hybriden Loggien ergänzt. Das Ziel ist immer noch dasselbe wie 1980 bei der angrenzenden Gartensiedlung Furttal von Claude Schelling: ein möglichst vielfältiges und zugleich günstiges Wohnungsangebot. Die beiden Strategien könnten allerdings kaum unterschiedlicher sein: damals eine aufgetürmte Rasterstruktur aus Betonfertigteilen, heute eine kompakte Skulptur mit komplexem Innenleben.





aber in der über Jahrzehnte verfestigten Rollenverteilung des Immobilienmarktes liegen: Der Büromarkt kennt nicht nur andere Bautypologien, sondern auch andere Akteure, andere Netzwerke, andere Kundenerwartungen und Vertragsmodelle als der Wohnungsmarkt. Kaum eine Wohnbaugenossenschaft drängt offensiv auf den Markt der Büro- und Gewerbegebäuden. Umgekehrt wird bei den klassischen Projektentwicklungen im Dienstleistungssektor schon ein Penthouse im Dachgeschoss eher als Problem denn als willkommene Bereicherung wahrgenommen.

Kann Wohnungsbau noch Städtebau sein?

Die aktuellen Verdichtungs- und Stadtweiterungsoperationen schreiben in den meisten Fällen die klassische Aufteilung der Marktsegmente fort. Im Wohnungsbau beobachten wir zur Zeit eine Tendenz der räumlichen und typologischen Differenzierung innerhalb funktional nach wie vor äußerst genau definierter Strukturen. Demgegenüber werden im Bürobau weitläufige, neutrale Geschossflächen zur Verfügung gestellt, die im Prinzip durchaus auch zu Wohnzwecken umnutzbar wären. Neben Vermietungspraxis und Zo-

nenordnungen steht dort vor allem die Qualität der städtischen Umgebung und des Außenraumangebotes einer tatsächlichen Mischnutzung entgegen.

Vielleicht lohnt es sich heute, diese Tendenz zu hinterfragen. Das «grand projet» einer energetischen Verbesserung des Gebäudeparks geht einher mit einem beschleunigten Ersatz bestehender Bausubstanz. Ganze Überbauungen aus den 50er Jahren weichen verdichteten Neubauten. Welche Stadt soll an ihrer Stelle entstehen? Genügt es, mehr und grössere Wohnungen zu bauen und das Angebot zu differenzieren? Sind die eingespielten Modelle der Quartier- und Projektentwicklung weiterhin tauglich? Soll Vielfalt auch in Zukunft auf der Ebene des architektonischen Projektes organisiert werden? Was wäre, wenn anstelle der gängigen Collage aus unwirtlichen Businessparks und liebevoll gestalteten, hochspezifischen Wohnsiedlungen bloss noch rohe Stadtbausteine bereitgestellt würden?

Urs Primas, geboren 1965, ist Architekt und Partner im Zürcher Büro Schneider Studer Primas. Von 1995 bis 2002 lebte und arbeitete er in Amsterdam. Seit 2002 unterrichtet er am Zentrum Urban Landscape der ZHAW in Winterthur.

Zum Zeitpunkt der Projektierung existiert weder Raumprogramm noch Grundstück: Für eine Parzelle auf der neu aufgeschütteten Steigerinsel im Amsterdamer Neubauquartier IJburg entwickeln der Projektentwickler Lingotto und das Architekturbüro ANA einen U-förmigen Komplex, dessen vorderer Teil aus einer Cascotstruktur mit einer Geschosshöhe von 3,6 Metern besteht und sich für Wohnungen, Gewerberäume, Schul- oder Hoteltunutzungen gleichermaßen eignet. Natürliche Lüftung für alle Nutzungen, die Integration der Wohnungsausserräume als Loggien in den Dämmperimeter, ein frei einteilbares Tragsystem mit grossen Spannweiten und die geschickte Platzierung der Installationszonen sind die Eckpfeiler der Strategie. Der ganze Komplex umfasst zur Zeit 80 Wohnungen und 3.400 m² Bürofläche. Noch kurz vor der Baueingabe wurden angesichts des schwächelnden Büromarkts ein Teil der Gewerbeflächen mühelos zu Mietwohnungen umgeplant. Solche Nutzungsänderungen sollen auch in Zukunft einfach möglich bleiben.



résumé Projeter la diversité Des stratégies de différenciation en architecture et en urbanisme Dans un marché toujours plus exigeant, l'appartement devient un «produit» qui réagit par une différenciation croissante aux formes de vie contemporaines. Mais malgré une différenciation toujours plus grande des appartements et de leur environnement urbain, l'organisation des espaces reste fidèle aux stratégies du fonctionnalisme. Habiter relève encore et toujours de la sphère privée et de l'épanouissement personnel, par opposition au monde du travail empreint d'efficacité et de répétition. Presque aucun acteur du développement de projets ne questionne cette répartition qui se répète à tous les niveaux, des représentations directrices urbanistiques jusqu'aux images et typologies architectoniques. Cependant, certains ont testé d'autres chemins au cours des dernières décennies, en particulier dans des situations «difficiles» où un développement de projet conventionnel aurait comporté des risques. Ils partent de l'hypothèse que la séparation des domaines existentiels de l'habitat et du travail a fait son temps dans sa forme extrême, caractéristique de la période de l'après-guerre, et cherchent des environnements de vie, des modèles de marché, des typologies de constructions et des images urbaines qui, à défaut de dépasser cette dichotomie, arrivent au moins à l'atténuer.

summary **Designing Diversity** Strategies of differentiation in architecture and urban design In an increasingly demanding market environment the apartment is developing into a “product” that reacts to contemporary life designs with ever-increasing differentiation. Although apartments and their urban surroundings are growing more and more different the spatial programmes remain stuck in the strategies of functionalism. Housing is still regarded as a sphere of intimacy and individual self-fulfilment, in contrast to a world of work that is characterised by efficiency and repetition. Hardly a single protagonist in the field of housing project development questions this dichotomy that is repeated at all levels, from urban planning guideline concepts to architectural images and typologies. In recent decades, particularly in “difficult situations” where conventional project development would involve risks, other approaches have been tested. Starting from the hypothesis that the separation of living and working in the extreme form characteristic of the post-war period has outlived its usefulness, these approaches search for urban surroundings for life, market models, building typologies and images that, even if they cannot overcome this dichotomy, can at least reduce and soften it. ■